tuum an der Universität Freiburg spielt. Unter den gegenwärtig dort wirkenden Professoren befinden sich neben zwei Tschechen auch vier Polen; von den fünf Assistenten sind allein drei polnischer Herkunft. Dementsprechend ist auch der Procentsatz an polnischen Studirenden ziemlich hoch (12 Procent). Von 297 immatriculirten Studenten stammen 87 aus den ehemals polnischen Landestheilen. Es sind darunter Leute aus sehr angesehenen Familien vertreten. Genannt werden z. B. folgende Namen: Fürst Radziwill, Prinz Puzyna, Graf Kostworowski, Prinz Ad. Wrenicki, Andreas Zoltowski u. s. w.

Der Einfluß dieser polnischen Elemente hat sich schon seit Jahren geltend gemacht. Als im Jahre 1898 in Folge bekannter Vorgänge acht reichsdeutsche Professoren aus dem Lehrkörper der Freiburger Hochschule ausschieden, wiesen sie in ihrer Denkschrift besonders auch auf diesen Umstand hin. Auf Seite 58 dieser Denkschrift heißt es: „Dieser (polnische Einfluß) hat etwa seit dem Sommer 1896 die Universität völlig beherrscht und seine Macht dazu mißbraucht, um im Verein mit seinen Verbündeten das deutsche Element, so weit es nicht gesonnen war, sich ihm unterzuordnen, planmäßig beiseite zu schieben. Man hat diese unbequeme Thatsache verschiedentlich dadurch aus der Welt zu schaffen gesucht, daß man auf die geringe Zahl der slawischen Professoren (damals fünf), hingewiesen hat: als ob die Zahl stets den Ausschlag geben müßte. Als ob es nicht jedem Eingeweihten bekannt wäre, welchen Einflüssen die Universität in den beiden letzten Jahren preisgegeben war.

In welchem Grade dieser polnische Einfluß deutschfeindlich war, geht nicht nur aus dem vorstehenden, einwandsfreien Zeugniß der deutschen Professoren — die übrigens durchweg politisch auf dem Boden des Centrums standen — hervor, sondern erhellt auch zur Genüge aus dem Schreiben, das der damalige Assistent Professor Dr. Rozkowski in Freiburg am 19. Juli 1898 an die „Nowa Reforma" richtete. Er protestirte darin gegen den „unerhörten Rechtsbruch", den die preußische Regierung „mit der den Nachkommen der meineidigen Kreuzritter eigenen Hinterlist" durch das Verbot der Theilnahme von Ausländern an dem Posener ärztlichen Congreß begangen haben sollte.

Seit jener Zeit sind die Verhältnisse eher noch schlimmer geworden. Die Freiburger Hochschule scheint sich also immer mehr zu einem Herde der polnischen Bestrebungen zu entwickeln. Man wird darauf ein wachsames Auge haben müssen."

Es ist dankenswerth, daß der Verfasser dieser Zuschrift ein wachsames Auge hat; unklar ist uns aber, an wen seine Aufforderung, gleichfalls wachsam zu sein, sich richtet. Diejenigen, die auf die Zusammensetzung des Lehrkörpers der Freiburger Hochschule directen Einfluß haben, werden ihn nicht benutzen, um Wandel zu schaffen; das Reich kann dagegen nichts thun, so lange die geliebten polnischen Agitatoren in Freiburg sich in gewissen Grenzen halten. Vielleicht aber wäre es von einiger Wirkung, wenn die Vertreter der „neuen Richtung" im katholischen Deutschland, besonders die von deutschen Universitäten, ihre warnende Stimme gegen das Freiburger Treiben erhöben. Daß klerikale Einflüsse bei diesem Treiben im Spiele sind, kann ihnen nicht entgehen. Sie, die gegen die Verquickung von Religion und Politik und gegen Einschnürung der Wissenschaft in enge confessionelle und parteipolitische Schranken protestiren, hätten wohl Veranlassung dazu, in weiteren akademischen Kreisen eine Bewegung anzuregen, die sich gegen die „polonisirende Hochschule" richtet, welche durch ihr Treiben die Wissenschaft discreditirt. In offenen Conflict würden sie dadurch mit Rom nicht gerathen, denn zum Glück ist die Unterstützung des Polenismus noch nicht zum Dogma der katholischen Kirche erhoben. Viele Tausende deutscher Katholiken aber würden es zweifellos den „Neuen" Dank wissen, wenn gerade sie bewiesen, daß man, ohne mit der Kirche in Conflict zu gerathen, offen gegen alle Polonisirungsbestrebungen in die Schranken treten darf.

Im Mai des kommenden Jahres läuft die 20jährige Frist des 1882 in den Vereinigten Staaten erlassenen Gesetzes der **Chinesenausschließung** ab, so daß von da ab die Chinesen freien Zutritt in den Vereinigten Staaten haben werden, falls nicht ein neues Gesetz in Kraft gesetzt wird. Der Gesandte Wutingfang, der sich in Washington einer für die Amerikaner nicht gerade rühmlichen Beliebtheit erfreut und der sich in Zeitungsgesprächen und öffentlichen Ansprachen ungestraft mehr erlauben darf, als alle anderen Diplomaten zusammen, ist schon seit länger als einem Jahre daran, die öffentliche Meinung zu Gunsten seiner Landsleute zu bearbeiten. Er hat aber sehr geringe Erfolge erzielt. Eher möchten solche amerikanische Interessenkreise, wie Dampfergesellschaften und Andere, denen die Aufhebung des Antichinesengesetzes förderlich wäre, etwas gegen das Gesetz auszurichten im Stande sein, aber die allgemeine Ansicht geht dahin, daß ein neues Gesetz, womöglich in verschärfter Form, zu Stande kommen wird. Im Jahre 1870 gab es 63 200 Chinesen im Land, 1880 105 465, 1890 107 475, 1900 89 863, wozu im letzten Jahre noch etwa 29 000 in Hawaii, Alaska und auf auswärtigen Flottenstationen gezählt wurden. Wutingfang pflegt auszuführen, daß die Chineseneinwanderung nur aus den beiden südlichen Kwangprovinzen stamme, die keine Uebervölkerung haben, so daß ein Ueberfluthen des Landes von dorther nicht zu befürchten sei. Indessen muß man, ohne das Verhalten der organisirten Arbeiter in den Vereinigten Staaten zu billigen, zugeben, daß das Bestehen der chinesischen sogenannten „sechs Gesellschaften" in San Francisco, die fast alle Chinesen auf dem amerikanischen Festlande liefern, die nicht zu unterschätzende Gefahr einer chinesischen Ueberschwemmung in sich birgt, denn die sechs Gesellschaften leben vom Agenturgeschäft, das sie mit der lebenden Waare betreiben, und sie haben in Californien einen sehr hohen politischen Einfluß. Die pacifischen Staaten sind nächst der organisirten Arbeiterschaft am heftigsten in dem Verlangen, die Gesetzgebung gegen die Chinesen ausgedehnt zu sehen, während in Hawaii ebenso lebhaft betont wird, daß die Chinesen für die dortigen Zuckerpflanzungen unentbehrlich seien. Nach Roosevelt's Botschaft ist eine neue Vorlage zur Einschränkung der Chineseneinwanderung mit Bestimmtheit zu erwarten.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 20. December. Ueber die Künstlerrede des Kaisers, die bei den Ohrenzeugen, den Mitarbeitern des Kaisers bei der Ausschmückung der Siegesallee begreifliche Begeisterung erweckt hat, sind in anderen Kreisen die Meinungen getheilt. Die „Deutsche Tagesztg." ist ganz der Meinung jener Künstler. Die Siegesallee mag nicht in Allem lobenswerth sein, aber:

Das wird man unter Umständen zugeben müssen, daß die Aufgabe der Kunst von dem Kaiser in überzeugender Weise gezeichnet worden ist.

Diese Rede muß Leben wecken, meinen die „Hamburger Nachrichten":

Wir hoffen und wünschen, daß die Rede des Kaisers von gestern zum Ausgangspuncte einer Bewegung wird, welche sich energisch gegen alle Auswüchse der Modernität richtet und nicht eher ruht, bis die echte Kunst wieder in alle die Rechte eingesetzt ist, die ihr von ihrem Zerrbilde zum Theile entrissen worden sind.

Aehnlich urtheilt der „Hann. Cour." Die „Berl. Zeitung" dagegen erklärt:

Es ist sehr schön, wenn der Kaiser der Kunst die Aufgabe stellt, erzieherisch auf das Volk zu wirken; das haben vor ihm schon größere Denker gesagt. Nur wüßten wir nicht, inwiefern die Siegesallee, von deren Denkmälern der Kaiser in seiner Rede ausgeht, in dieser Beziehung etwas wirken und schaffen soll. Die „Kunstwerke" der Siegesallee sind wohl nicht im Stande, wie der Kaiser irrig meint, dem mühe- und arbeitsbeladenen Volke die Möglichkeit zu geben, sich an den Idealen wieder aufzurichten. Die Idealmenschen sind unter denen, die in der „Kleinen Ahnengalerie", der „neuen Markgrafenstraße" ausgehauen worden, doch recht spärlich gesäet. Und was den künstlerischen Werth der Monumentalbänke anlangt — ja, der Kaiser ist entzückt, Andere sind's nicht. Jedem Mäcenaten gefällt seine Schöpfung. Andere denken aber anders.

Ueberhaupt begegnet man öfter der Ansicht, daß die Siegesallee sich am wenigsten dazu eigne, den Künstlern als Vorbild zu dienen. Höchlich befriedigt ist die „Köln. Zeitung" von den Absichten des Kaisers, aber:

Wer sind die großen, von den modernen Kunstfreunden am meisten gepriesenen Künstler? Es ist vor Allem der von Wilhelm II. mit dem Schwarzen Adlerorden geschmückte Adolf v. Menzel, der als Pfadfinder einem deutschen Realismus, als Widerpart der herkömmlichen Hofgeschichtsmalerei, als Schöpfer des ersten deutschen Arbeiterbildes, als unablässiger Probirer und Studirer der Technik gepriesen wird. Es sind da freilich in früheren Jahren am Berliner Hofe Versuche gemacht worden, ihn an den Rinnstein zu stellen, aber Wilhelm II. selber war anderer Ansicht. Es folgt Arnold Böcklin, der Vergötterte. Was hat er mit Elend und Rinnstein zu thun? Was hat damit Franz Stuck zu thun, der Meister der Antike in neuer Ausdrucksweise? Oder Klinger, der Bildner, Maler und Radirer, der Renaissancemensch, der das Blatt „An die Schönheit" radirte und Beethoven ein Prachtdenkmal baut? Oder Thoma, der Erneuerer des sanft-träumerischen deutschen Idylls? Oder Hildebrand, der geniale Wiedererwecker frühhellenischen Bildhauerstils? Würde der Kaiser Reinhold Begas selber fragen, ob er auf einen ewigen Canon der Aesthetik schwöre, so würde dieser Meister doch etwas von Bernini zu sagen haben, um sich auf ein Vorbild der eigenen Kunst zu berufen, die mit Phidias nicht viel zu thun hat. Bleiben noch Liebermann und Uhde. Es ist gewiß Geschmacksache, sie zu bewundern, aber vom Rinnstein stehen sie doch ein gutes Stück Weg ab. Diese Künstler sind es, die immer wieder in der Presse erörtert und erklärt werden. Der Kaiser nennt das „Reclame" und spricht von „Cannetonen". Was man dem Kaiser als „Reclame" geschildert hat, ist ein Erwachen allgemeinen künstlerischen Interesses durch den siegreichen, überzeugungstreu unter Schmähungen und Entbehrungen durchgeführten Kampf der modernen Kunst, um neue große Ziele. Deshalb wäre der Jubel nicht auszudenken, wenn Wilhelm II., wie auf anderen Gebieten, auch hier die kraftvoll willensstarke Führung übernähme. Ein neuer Glanz käme über Deutschland. Es hat nicht sollen sein, und man kennt die „Idealisten", die sich zwischen den Kaiser und die werdende deutsche Kunst gestellt haben. Die Kunstgeschichte wird über sie richten und sagen, daß sie Wilhelm II. um eine That gebracht haben, die gerade für ihn von der Zeit bereitet war. Aber die deutschen Künstler werden auf dornigem Pfade weiter gehen, wohin sie der Geist treibt, eben weil sie wahre Idealisten sind.

Am treffendsten ist vielleicht die Bemerkung eines Blattes, daß der Kaiser mit seinem Ausspruche, der rechte Künstler bedürfe keiner Cannetonen, den von ihm belobten und geförderten Künstlern nicht gerade geschmeichelt habe, weit weniger jedenfalls, als sie selbst annahmen.

* **Berlin**, 20. December. (Anarchistisches.) Vermuthlich um den anarchistischen Genossen zu Weihnachten ein Wohlgefallen zu bereiten, veröffentlicht das Anarchistenblatt „Neues Leben" einen Artikel „In Sachen Czolgosz". Gestützt auf angeblich officielles Material, verherrlicht darin das genannte Anarchistenblatt in der üblichen Weise die Kaltblütigkeit, mit der Czolgosz der Todesstrafe sich unterzogen habe und trotz der Betheuerung, die That des Czolgosz nicht zu loben, wird der Thäter nach Kräften glorificirt. Was von der Versicherung, die That des Czolgosz nicht loben zu wollen, in Wahrheit zu halten ist, lehrt das Bekenntniß: „Wenn die Präsidenten, die politischen Drahtzieher, die Volksbetrüger aller Art und nicht zuletzt die Preßkosacken alle der Teufel holen würde, so möchte ich aufjauchzend Freudenpurzelbäume schlagen, selbst auf die Gefahr hin, dabei das Genick zu brechen." — Von diesem Erguß einer schönen Seele werden die anarchistischen Genossen wahrscheinlich mehr erbaut sein, als durch den Vorschlag eines Elberfelder Anarchisten, es beim „Neuen Leben" wieder einmal mit einer bezahlten Kraft zu versuchen, nachdem man mit unbezahlten Kräften lange genug gewirthschaftet, und für den anzustellenden Genossen pro Mann und Monat 10 ℳ extra zu bezahlen. Auch für eine Agitationsbroschüre über den Generalstreik wird die Einsendung von Geldmitteln verlangt. Der Erfolg bleibt abzuwarten.

— Reichskanzler Graf v. Bülow empfing heute Vormittag den sächsischen Staatsminister Hentig.

— Bezüglich des Gesundheitszustandes des Generalfeldmarschalls Graf Waldersee wird den „B. N. N." Folgendes mitgetheilt:

„Der Generalfeldmarschall kam Anfang dieses Monats, von einer Venen-Entzündung noch nicht völlig hergestellt, zum Besuche des Fürsten von Donnersmarck nach Neudeck in Oberschlesien, um dort, wie alljährlich seit langen Jahren, einige Wochen zu verbleiben. Die Kräfte waren, wie sich bei der Inanspruchnahme derselben auf der Jagd zeigte, zu Anfang noch nicht hinreichend hergestellt, um größere Anstrengungen zu ertragen; inzwischen hat aber die Genesung so erhebliche Fortschritte gemacht, daß der Feldmarschall fast täglich den größeren Theil des Tages im Freien verbringt oder der Jagd obliegt. Die volle Wiederherstellung schreitet in erfreulichster Weise fort, sodaß es keinem Zweifel unterliegt, daß der Feldmarschall mit Beginn des neuen Jahres die alte Rüstigkeit wiedererlangt haben wird. Die Gemahlin des Feldmarschalls wird zur Weihnachtszeit denselben nach Neudeck folgen."

— Die „Natlib. Corresp." schreibt: Im Anschluß an die Thatsache, daß der preußische Antrag zu einer Reform des Börsengesetzes den Ausschüssen des Bundesrathes überwiesen worden ist, tauchen schon jetzt ganz bestimmte Angaben über den Inhalt dieses Gesetzes auf, die indeß lediglich auf Vermuthungen beruhen oder auf dem seiner Zeit veröffentlichten Protokoll der Berathungen der Börsensachverständigen fußen. Aber man wird gut thun, an das Abänderungsgesetz nicht mit zu großen Erwartungen heranzutreten; viel wird schon erreicht sein, wenn das Gesetz in erster Linie die durch den Differenzeinwand hervorgerufene schreiende Rechtsunsicherheit beseitigt.

— Klerikale Blätter versichern jetzt übereinstimmend, die Ernennung des Prof. Dr. Eugen Müller zum Professor der Philosophie an der Universität Straßburg sei mit Bestimmtheit zu erwarten und zwar sei zunächst die Errichtung eines Extraordinariums beabsichtigt.

— Die Frage der Gleichberechtigung der neunclassigen Schulen für das juristische Studium soll im Sinne einer grundsätzlichen Gleichstellung aller neunclassigen höheren Schulen entschieden sein.

— Das preußische Cultusministerium hat die sämmtlichen Regierungspräsidenten angewiesen, gegen die Eintragung von Vereinen für Feuerbestattung in das Register des Amtsgerichts Einspruch zu erheben und beim Minister Anzeige zu machen.

— Die heutige Vorlesung des Prof. Schiemann im Baracken-Auditorium der Berliner Universität verlief ohne jede Störung. Die akademischen Behörden hatten Vorsorge getroffen, daß nur mit Legitimationskarten versehene Studenten in den Hörsaal hineingelassen wurden. Prof. Schiemann nahm Veranlassung, auf die Kundgebung der polnischen Studenten in seiner letzten Vorlesung zurückzukommen, und betonte, daß alles Nöthige in dieser Beziehung schon in der Protestversammlung in würdiger Form und sachlich zutreffend am Mittwoch gesagt worden sei. Nach einer Verwahrung gegen den Versuch, sarmatische Sitten an den deutschen Hochschulen einzuführen, wandte sich der Docent wieder dem Gegenstande seiner Vorlesung zu.

— Der Verband deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten befindet sich augenblicklich in einer Art Krisis. Gegen tausend Mitglieder haben ihren Austritt dem Vorstand angezeigt. Seit der Verband durch die von Podbielski angebahnte Versöhnung mit der Behörde seinen zuerst mehr hervorgetretenen Charakter als Kampfverein abgelegt hat, erachtet er die Hebung des Standes und die wirthschaftliche Förderung seiner Mitglieder als seine Hauptaufgaben. Demgemäß wandte er sich auf Beschluß des letzten Verbandstages der Gründung mehrerer Cassen, wie Sterbe-, Rechtsschutz-, Fürsorge-Casse zu, und machte die Betheiligung daran obligatorisch. Die Folge war, daß der Jahresbeitrag von 6 auf 12 ℳ erhöht werden mußte, was wohl jetzt hauptsächlich den Abfall von nahezu 1000 Mitgliedern verschuldet hat. Man hatte im Vorstand jedoch mit einem Austritt von 5000 gerechnet. Es verbleiben jetzt noch über 15 000 Mitglieder. Die meisten Austritte sind aus Berlin angemeldet: von den 1925 Mitgliedern 218. Auf einen dringenden Appell hin hat eine Anzahl ihre Abmeldung wieder zurückgezogen.

— Einen beachtenswerthen Vorschlag, die Arbeitslosigkeit im Baugewerbe mit zu bekämpfen, macht die „Dtsch. Krankenkass.-Ztg.". Sie weist darauf hin, daß in ganz Deutschland das Interesse für die Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke und auch, obwohl viel geringer, für Heilstätten für Nervenkranke lebhaft ist. Es ist die Erbauung von solchen Heilstätten theils schon vorbereitet, theils ist sie beschlossen, theils wird sie erwogen. Die „Krankenkass.-Ztg." regt nun an, daß die in Vorbereitung befindlichen, die beschlossenen und beabsichtigten Heilstättenbauten beschleunigt werden möchten, und zwar in dem Maße, daß zum Anfang der nächsten Bauperiode mit den Bauten begonnen werden könnte. Bauunternehmungen sind entweder die Landesversicherungsanstalten oder gemeinnützige Vereine, denen von den Landesversicherungsanstalten die Baugelder vorgestreckt werden. Bei den reichen Mitteln, über welche die Landesversicherungsanstalten verfügen, ist es für sie leicht, in kurzer Frist die Kauf- und Baugelder flüssig zu machen. Wenn in den verschiedenen Gegenden zugleich im nächsten Frühjahr Volksheilstättenbauten in Gang kämen, so würde dies seinen Einfluß auf die Arbeitslosigkeit im Baugewerbe im günstigen Sinne ausüben. Der Anregung der „Krankenkass.-Ztg." sei noch eine andere angefügt, die sich auf verwandtem Boden bewegt. Vereinzelt haben große Krankencassen aus eigenen Mitteln Verwaltungsgebäude errichtet. Ihr Vorgehen sollte nachgeahmt werden. Krankencassen mit hohen Reservefonds und ausgiebigen Leistungen könnten die Errichtung eigener Verwaltungsgebäude in Angriff nehmen. Das würde in derselben Richtung wie die vorgeschlagenen Heilstättenbauten wirken.

— Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, trifft morgen in Berlin ein, um im Laufe des Sonntags in seinem hiesigen Palais die Weihnachtsbescherung seines Hofstaates vorzunehmen. Am Sonntag Nachmittag wird der Regent wieder nach Braunschweig zurückkehren und dort in der Gesellschaft seiner drei Söhne und des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg die Feiertage verbringen. Am Neujahrstage wird Prinz Albrecht gelegentlich der Cour am kaiserlichen Hofe vorübergehend wieder in Berlin anwesend sein.

— Prinz Friedrich Sigismund von Preußen erhielt anläßlich seines 10. Geburtstages den Schwarzen Adlerorden.

— Der Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin wird heute von Schwerin über Berlin nach Cannes fahren. Die Rückkehr des Großherzogs von Cannes wird Anfang Januar kommenden Jahres erfolgen.

— Der Vertraulichtätige zum Bundesrath, mecklenburg-schwerinsche Landgerichtspräsident Dr. Langfeld, ist von Berlin abgereist.

— Den Angehörigen der Feldpost des Ostasiatischen Expeditionscorps, sowie denjenigen Beamten der deutschen Postanstalten in China, die für die Ostasiatische Expedition thätig gewesen sind, ist die China-Denkmünze aus Bronze verliehen worden. Außerdem haben weitere 96 Beamte und Unterbeamte der Post- und Telegraphen-Verwaltung die China-Denkmünze aus Stahl erhalten.

— Der Kriegsberichterstatter, Hauptmann a. D. Danhauer, der die deutsche Expedition gegen China begleitete und im Gefolge des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee zurückkehrte, ist durch Verleihung des Rothen Adlerordens IV. Classe mit Schwertern ausgezeichnet worden. Diese Verleihung wurde Herrn Danhauer in einem vom Grafen Waldersee unterzeichneten Anschreiben bekannt gegeben, in dem der Generalfeldmarschall hervorhebt, daß er Herrn Danhauer für diese Auszeichnung in Vorschlag gebracht habe, „zur Erinnerung an die Chinaexpedition, bei der er sich wiederholt im Gefecht befunden und durch tadelloses Auftreten und angemessene Berichterstattung hervorgethan habe".

Sie wurde munter und heiter, und da auch Frau Camilla sich in guter Laune befand, so war Misko voll Zufriedenheit, deshalb wollte er die Heimkehr noch so lange wie möglich aufschieben, und nach den Nachrichten, die er von Hause bekam, stand dem nichts im Wege. Die ersten kalten Tage kamen, Ostende leerte sich. Bevor er aber Sisi nach Paris führte, wollte er ihr noch ein Stück Italien zeigen, dasjenige Stück, das einst auf ihn den größten Eindruck gemacht hatte — Venedig. An einem sonnigen Nachmittage trafen sie in der Lagunenstadt ein, und einer der kleinen Dampfer brachte sie vom Bahnhof durch den großen Canal nach dem Markusplatz. Selbst Frau Camilla war von den Wundern, die hier aus dem Wasser stiegen, betroffen und als der Dampfer anlegte und die untergehende Sonne in tausend bunten Farben die Fluth durchleuchtete, die Fluth und die ganze steinerne Märchenpracht, deren Marmorstufen sie bespülte, da schmiegte sich Sisi bezaubert in Misko's Arm und sagte leise und dankbar: „Wie schön, wie schön!"

Misko kannte von früher her eine gute deutsche Pension an der Riva bei Schiavoni. Dort stieg man ab. Der Abend war so schön und warm, daß eine Gondelfahrt gemacht werden sollte. Das Pensionshaus lag von der Piazzetta, wo man einsteigen wollte, nur einige Schritte entfernt. Misko rief einen der Gondoliere heran, stieg dann in den schwarzen Nachen als der Erste ein. Sisi sprang nach und als die Letzte folgte Frau Camilla. Da hörte man einen Schrei. Frau Camilla war auf den glatten Steinstufen ausgerutscht und obwohl ihr Sisi, Misko und der Gondoliere sogleich wieder in die Höhe halfen, so konnte sie sich doch nicht auf den Füßen halten — vor Schmerzen. Frau Camilla hatte sich den Knöchel verstaucht. Sie mußte um Misko's Hals und den des Gondoliere ihre Arme legen und so brachte man sie nach dem Hotel zurück. Ein Arzt wurde herbeigeholt, der anordnete, daß Frau Camilla ins Bett geschafft würde. Noch an demselben Abend wurde Frau Camilla in Gips gelegt. Das schwere Körpergewicht, das sie hatte, war Schuld daran, daß die Verstauchung ziemlich ernst war und der Fall sich in die Länge zu ziehen drohte.

„Ich tippe drei Wochen", sagte der Arzt.

„So lange soll ich liegen bleiben?" zeterte sie.

„Wenn Sie nicht ganz ruhig bleiben, dauert es noch länger", erwiderte der Arzt.

Frau Camilla brauchte also eine Pflegerin.

„Sisi wird bei mir bleiben", sagte sie.

„Sie werden doch nicht verlangen, daß sie den ganzen Tag bei Ihnen sitzt", erwiderte Misko.

Frau Camilla konnte das um so weniger verlangen, als sie in ihrer jetzigen Lage ziemlich machtlos war, — Allem preisgegeben, was man mit ihr vornahm. Ihr Lamentiren nutzte nichts. Gleich am nächsten Morgen erschien von der Scuola di San Maria eine fromme Schwester an ihrem Bett. Sisi sprach ihr Trost und guten Muth zu und dann verließ sie am Arme Misko's das Haus. Der Morgen war so herrlich, wie gestern der Abend, ein prachtvoller, tiefblauer Himmel spannte sich aus, und von den Inseln drüben blies der warme Südwind. So schön war der Morgen, daß man statt einer Gondelfahrt lieber einen kleinen Spaziergang machen wollte. Wohin? Misko nahm den Weg am Ufer entlang — nach dem „Giardini publici" zu. Sie waren allein, zum ersten Male auf der ganzen Reise allein — und „drei Wochen" hatte der Arzt gesagt.

Schweigend, Arm in Arm, gingen sie neben einander her. Misko war glücklich und auch Sisi sah sorgenlos und unbekümmert aus. Mit ihrem jetzt von einer frischen Röthe gefärbten braunen Gesicht glich sie ganz einem Landeskinde. Nur ihr elegantes, kurzes Reisekleid, das ihre kleinen Füße sehen ließ, verrieth die Fremde.

Misko preßte ihren Arm.

„Nun mußt Du mit mir allein vorlieb nehmen", sagte er.

„Ja", lächelte Sisi ganz glücklich.

„Thut es Dir nicht leid?"

„Nein!"

Wie Kinder in den Ferien gingen sie dahin.

Die „Giardini publici" sind der einzige Garten, den es in Venedig giebt, den auf dem Lido und die paar kümmerlichen grünen Fleckchen in den engen Höfen nicht mitgerechnet. Um die frühe Morgenstunde aber waren die schönen Anlagen noch ganz leer.

„Weißt Du, wie mir ist", sagte Misko, als sie unter den herrlichen Palmen, die sich über sie breiteten, dahingingen — „als wenn dies das Paradies wäre und wir Beide wären Adam und Eva."

Sie lachte.

„Ja", erwiderte sie, „und Camilla ist die Schlange, und nun muß sie zu Hause bleiben, im Bett."

Vor dem Restaurationsgebäude saß an einem Tisch bei einer strohumwickelten Flasche Chianti ein junges Pärchen, der Mann hielt einen Bädeverband in der Hand und las seiner kleinen jungen Frau daraus mit leiser Stimme vor.

„Ob die verheirathet sind?" fragte Sisi, als sie an ihnen vorüber waren.

„Es wird wohl ein Pärchen auf der Hochzeitsreise sein", erwiderte er.

„Misko, nun wollen wir einmal denken, daß wir auch auf der Hochzeitsreise sind. Ja?"

Ein zärtlicher Uebermuth hatte sie gepackt. Wie vom Bändchen war sie losgelassen. Sie riß sich von seinem Arm, sprang einem Schmetterling nach und rief Misko zu, er sollte sie fangen. Sie steckte ihn mit ihrer lieben Thorheit an und er that's, aber lachend entglitt sie ihm, bis sie endlich an einem vorspringenden Mauerwinkel, von wo aus der Garten sich zum Meer herabsenkte, Halt machen mußte und er sie in seine Arme zog.

„Sisi", sagte er nach einer Weile — „warum kann es so nicht immer sein?"

Und ihr Gesicht wurde wieder nachdenklich, ja traurig.

„Ja, warum?" wiederholte sie vor sich hin.

Am Nachmittag fuhren sie nach dem Lido hinüber.

So vergingen ihnen auch die nächsten Tage. Die Zerstreuungen, die ihnen die stille Stadt bot, waren nur gering, und ganz besonders konnte es Sisi nicht begreifen, daß es keine Pferde in der ganzen Stadt gab, die Bronzepferde auf der Marcuskirche ausgenommen. Am Tage sahen sie sich das bunte Leben auf der Rialtobrücke und anderen Straßen und Plätzen an, gingen in die volksthümlichen Gasthäuser, fütterten die Tauben und schließlich stiegen sie immer wieder in eine Gondel, am Abend standen sie unter der tausendköpfigen Menge auf der Piazza und hörten dem Concert der Stadtmusikanten zu oder gingen in das Goldonitheater. Einem Märchen glich die Stadt — und einem Märchen auch das Glück, das über sie Beide gekommen war. Und Misko fragte nicht mehr, ob es je wieder enden könnte. Ein einziges Mal nur — es war an einem Sonntag und sie gingen wieder nach den Gärten hinaus, und in langem Zuge, schwarz gekleidet, einen schwarzen Schleier über das Haar, mit großen goldenen Ohrringen und in Wucht und Gang stolz wie Königinnen, gingen die venetianischen Mädchen, meistens Arbeiterinnen aus den Glasfabriken, neben ihnen her — nur dieses einzige Mal sagte er zu ihr: „Wenn Camilla wieder gesund wird, wird es dann zwischen uns so bleiben wie jetzt?"

„Ja", erwiderte Sisi.

Frau Camilla hatte ihr Bett bereits mit einem Liegestuhl vertauschen dürfen, dann erlaubte ihr der Arzt die ersten Gehversuche, und eines Morgens — von den Alpen her blies ein rauher Nordwind — den ersten kurzen Spaziergang ins Freie. Sisi und Misko mußten ihr Jeder einen Arm geben.

„Ich glaube", sagte Frau Camilla zu Sisi — „ich werde überhaupt nicht mehr allein gehen können, Du wirst mich immer führen müssen."

Und so schien es anfänglich. In der nächsten Woche konnte sie schon Misko's Arm entbehren, aber nicht den Sisi's.

Alles war endlich wieder beim Alten — nur daß Frau Camilla's anfänglich so günstige Reiselaune jetzt vollständig dahin war, daß sie sich Ruhe wünschte und daß, als der erste kalte Tag kam und sich herausstellte, daß es in dem Hotel keinen einzigen vernünftigen Ofen gab, wobei die Fußböden in diesem Hause noch außerdem mit Stein ausgelegt waren, was die Kälte noch empfindlicher machte — daß sie also erklärte, es in Italien nicht mehr aushalten zu können. So wurde denn eines Morgens die Abreise angetreten nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Dick Spindler's Weihnachtsfeier.

(Fortsetzung.)

2]

„Was machen wir aber", sagte Spindler, den plötzlich Furcht und Zweifel befielen, „wenn sie nun doch nicht kommen?"

Frau Price lachte hell auf. „Da können Sie ganz außer Sorge sein."

„Oder wenn sie gestorben sind?"

„Alle zusammen? — Schwerlich!"

„Ich habe auf jeden Fall noch einen angeheiratheten Vetter eingeladen, den ich vorher vergessen hatte, weil er reich ist."

„Und auch den haben Sie nie gesehen, Herr Spindler?" fragte die Wittwe nicht ohne Muthwillen.

„Nein, bewahre!" versicherte er völlig unbefangen.

Bei allen Vorbereitungen für die Gesellschaft beging Frau Price nur einen Mißgriff. Dem arglosen Spindler wäre es nie in den Sinn gekommen, daß seine früheren Genossen sich gekränkt fühlen könnten, aber die Wittwe hatte die gereizte Stimmung gegen ihn wohl bemerkt. Sie schlug daher vor, eine allgemeine Einladung für den Abend ergehen zu lassen, damit sich die Kameraden am Feste betheiligen könnten.

„Wissen Sie — man läßt dann Erfrischungen herumreichen, veranstaltet Spiele zur Unterhaltung und es wird Musik gemacht."

„Aber werden die Jungens es auch nicht übel nehmen?" fragte Spindler in aller Einfalt. „Sie meinen am Ende, sie sollten Gäste zweiter Classe sein und sich mit den Schlacken begnügen, nachdem das Gold fort ist!"

„Unsinn", erklärte Frau Price entschieden. „So macht man's in San Francisco jetzt überall; es ist hochmodern."

Bei seinem blinden Vertrauen auf die Umsicht der Wittwe folgte er ihr ohne Widerrede, und so erschien denn in der nächsten Nummer des Wochenblatts eine Aufforderung an Richard Spindler's Freunde und Mitbürger, sich an dem und dem Tage zu einer geselligen Abendunterhaltung in seinem Hause einzufinden u. s. w. Dadurch wurde jedoch der Riß in der Freundschaft nicht nur erweitert, sondern es entstand auch gegen den Treulosen ein förmlicher Groll, der leicht zum Ausbruch kommen konnte. Die Jungens nahmen sich zwar vor, Alle beim Fest zu

SLUB
Wir führen Wissen.